

Bürge für die Kirche – im Licht ihrer ökumenischen Möglichkeit

Zum Gedenken an Ernst Lange

VON KONRAD RAISER

Vorbemerkung

Am 19. April 1987 wäre Ernst Lange 60 Jahre alt geworden. 47jährig ist er vor 13 Jahren gestorben. Ernst Lange hat der weltweiten ökumenischen Bewegung und der ökumenischen Diskussion in den deutschsprachigen Kirchen entscheidende Impulse vermittelt. In vielen seiner Wahrnehmungen war er seiner Zeit weit voraus. Die Schriftleitung nimmt das Datum seines 60. Geburtstages zum Anlaß, dieses ungewöhnlichen Menschen und wahrhaft ökumenischen Theologen zu gedenken.

Die nachfolgenden Überlegungen sind zuerst aus Anlaß der Eröffnung des Ernst-Lange-Hauses der Evangelischen Studentengemeinde in Bremen am 25. April 1984 vorgetragen worden. Sie beanspruchen nicht, eine „objektive“ und wissenschaftlich distanzierte Analyse der vielfältigen literarischen Hinterlassenschaft von Ernst Lange zu bieten. Vielmehr soll die noch immer nachwirkende Betroffenheit durch die Person und das Denken Ernst Langes erkennbar bleiben.

I.

Versucht man die Sache, für die Ernst Lange eintrat, auf eine Formel zu bringen, so bieten sich seine eigenen Worte an: die örtliche Gemeinde als „Normalfall“ und die Ökumene als „Ernstfall des Glaubens“. Beide Pole dieser unlösbaren Spannung haben unmittelbar mit dem Anspruch auf Verwirklichung des Glaubens zu tun. Ernst Lange hat versucht, bewußt in dieser Spannung zu leben, sie zu vermitteln und auszuhalten. Er hat nicht nur alle bequemen Auswege, z. B. die Konzentration auf nur einen der beiden Pole, abgewiesen, sondern er hat gerade in dieser Spannung die Dynamik der notwendigen Erneuerung der Kirche zu entdecken versucht.

Man kann die großen Linien im Denken von Ernst Lange anhand seiner Bücher und Aufsätze leicht nachzeichnen. Die beiden genannten Pole sind zugleich die Themen seiner beiden wichtigsten Bücher: „Chancen des Alltags. Überlegungen zur Funktion des christlichen Gottesdienstes in der Gegenwart“¹ und „Die ökumenische Utopie oder Was bewegt die ökumenische Bewegung?“². Ich werde diese Bücher und seine inzwischen gesammelten Aufsätze³ immer wieder heranziehen. Aber die theologischen und

kirchlichen Reflexionen von Ernst Lange sind aufs engste verwoben mit seiner gelebten Existenz. Ernst Lange war gewiß ein ungewöhnlich vielseitiger und für die sprachliche Vermittlung seiner Einsichten begabter Theologe. Er beherrschte wie kaum ein anderer Zeitgenosse die Kunst des theologischen Essays, das anspruchsvolle Reflexion mit Allgemeinverständlichkeit verbindet. Aber er war und blieb in erster Linie Pfarrer, und das heißt nicht ein reflektierender Beobachter, sondern in seiner ganzen Existenz den Menschen verpflichtet, als Bürge für gestern (für die kirchliche Tradition und ihre institutionelle Gestalt) und als Bürge für morgen (das heißt für die Zukunft, für die Befreiung zum Wandel im Wandel der Zeit). Er nannte den Pfarrer einen „professionellen Nachbarn“, einen, der in einer tiefen Solidarität mit den Menschen die Spannung zwischen elementaren Bedürfnissen und beängstigenden Herausforderungen aushält und der nach einer Sprache und Lebenspraxis sucht, welche die im christlichen Glauben verbürgte Freiheit erfahrbar macht.⁴

Statt eines geschlossenen Lebensbildes soll hier versucht werden, die biographischen Notizen in die Darstellung der Hauptlinien seines Denkens hineinzuweben. Ein paar allgemeine Bemerkungen zu seinem Leben seien jedoch vorangestellt.

Ernst Lange wurde 1927 in München geboren. Seine Kindheit und Jugendzeit fiel in die Periode der Wirtschaftskrise und des Faschismus in Deutschland. Sein Vater war Professor der Psychiatrie in Breslau. Seine Mutter, ebenfalls Medizinerin, stammte aus einer jüdischen Familie in Ostpreußen. Als Ernst Lange zehn Jahre alt war, wählte seine Mutter als Jüdin den letzten Weg in den Tod. Im Jahr darauf starb sein Vater. In einem Internat fand der verwaiste halbjüdische Junge Zuflucht. Doch mit zunehmender Verschärfung der Rassengesetze konnte er auch dort nicht länger gehalten werden. Mit sechzehn Jahren tauchte er als Lehrling in einer kleinen Berliner Fabrik unter – gedeckt durch einen mutigen Chef, aber ausgestoßen vom Leben der anderen, abgestempelt zum Menschen minderen Rechts. Sein Freund Hans Schmidt, dessen Notizen diese Angaben entnommen sind, fährt dann fort: „Seit früher Jugend war er den Bedrohungen und Widersprüchen des Lebens nahezu wehrlos und verwundbar ausgesetzt; ohne jede Möglichkeit, sich vor ihnen in irgendeine Ideologie zu flüchten. Ein empfindsamer und ausdrucksfähiger Junge, der keine Gelegenheit fand, sich im Bestehenden einzubürgern, aber dafür schon früh auf die zukunftsentscheidenden Defizite des Lebens aufmerksam wurde: auf die Defizite des Menschseins, die das Leben zu einer Suchbewegung werden lassen.“⁵

Ernst Lange hat selten von dieser Grunderfahrung gesprochen, wie er überhaupt kaum von sich selber sprach. Aber wenn er nach 1945 „mit Älteren zu tun hatte, tauchte die Frage wieder und wieder auf: Wie mögen sie damals gestanden haben? Es beunruhigte ihn sehr, auf Menschen zu treffen, von denen er vermutete, daß sie nicht im allgemeinen, sondern eben auch gerade im Einzelfall gegen Juden sich gestellt hätten. Daß er sich entschloß, Theologie zu studieren, mag seinen Grund darin gehabt haben, daß er gleich 1945 auf ein, zwei Pfarrer stieß, die tapfer waren, von denen er wußte, daß sie auf der richtigen Seite gestanden hatten“⁶. Vor allem aber war er auf die Lebensgeschichte Jesu aufmerksam geworden, auf einen Menschen, von dem er glaubte, „daß er so war, wie ein Mensch sein soll“. An ihm lernte er hoffen, und für diese Hoffnung hat er gelebt.

Nach Abschluß seines Studiums war Ernst Lange zunächst Jugendpfarrer. Sein erstes Buch über „Die Meisterung des Lebens“⁷ (dem er später sehr kritisch gegenüberstand), seine Mitarbeit bei Kirchentagen in den 50er Jahren, seine Teilnahme an der Zweiten Vollversammlung des ÖRK in Evanston als Jugenddelegierter und vor allem seine Dozententätigkeit am Seminar des Burckhardthauses sind Ausdruck seiner lebenslangen und einfühlenden Identifikation mit den Lebensfragen der jüngeren Menschen. In diesen Jahren entstand aus der Zusammenarbeit mit Freunden der Jugend- und Studentenarbeit der „Orbishöher Kreis“, dem Ernst Lange wichtige Impulse verdankt.⁸

II.

Die für die nächste Phase seines Lebens und seiner Arbeit entscheidende Anregung kam aus Amerika, d. h. aus der Begegnung mit dem Experiment der East Harlem Protestant Parish. Hier hatten drei junge amerikanische Theologen den Versuch gemacht, als christliche Dienstgruppe in einem der Elendsviertel von New York neue Formen von christlicher Präsenz und Gemeindebildung zu entwickeln. East Harlem wurde für Ernst Lange zum exemplarischen Testfall für die Möglichkeit, als christliche Gemeinde die Verheißung des Evangeliums mitten in den Widersprüchen der Erfahrung zu leben. Wer hier nicht Pfarrer sein konnte, wie konnte der überhaupt noch Pfarrer sein?

Aus der Verarbeitung dieser Erfahrung mit Freunden entstand der Plan, ein solches Experiment in Deutschland zu versuchen, bei voller Anerkennung der Grenzen der Übertragbarkeit. Das Ergebnis war die evangelische Gemeinde am Brunsbütteler Damm in Berlin, deren Erfahrungen Ernst Lange nach fünf Jahren zusammen mit den anderen Gemeindemitarbeitern

in der „Bilanz 1965“ ausführlich analysiert hat.⁹ Zu einer Zeit, da viele seiner ökumenischen Freunde die herkömmliche Gemeinde für tot erklärt hatten und nach ganz anderen Formen der christlichen Existenz suchten, und da Liturgie als Reservat für die konservativen Geister in der Kirche galt, konzentrierte sich Ernst Lange völlig darauf, die örtliche Gemeinde als den Normalfall des Glaubens wieder glaubwürdig zu machen. Er kannte all die Gründe, die für den Zerfall des parochialen Systems sprachen, und trotzdem blieb er bei diesem „verlorenen Posten“, weil er überzeugt war, dort am nächsten an der Wirklichkeit zu sein, der die Verkündigung standhalten und begegnen muß. Er nennt in seinem Buch „Chancen des Alltags“, das aus den Erfahrungen dieser Gemeindearbeit erwachsen ist, die Ortsgemeinde das „Ensemble der Opfer der Zeit“; er denkt an die Alten, die Kinder und Jugendlichen, die Schlechtangepaßten, die gesellschaftlich und psychisch Kranken, die vielfältig Beunruhigten, und er schließt das entsprechende Kapitel mit der Frage: „Gibt es eine sachgemäßere Weise für die Kirche, an der Zeit teilzuhaben, als die, an ihren Leiden teilzuhaben?“¹⁰

Aus dieser leidenschaftlichen Identifikation mit der Wirklichkeit der Menschen, denen die Verheißung Gottes gilt, entstand dann eine revolutionäre Predigttheorie, die inzwischen in Gestalt der stattlichen Zahl von Bänden der Predigtstudien hoffähig, ja sogar zum Gegenstand wissenschaftlich-theologischer Kritik geworden ist. Für viele Theologen und Pfarrer, die in der Tradition der dialektischen Theologie Barth'scher oder Bultmann'scher Prägung aufgewachsen waren, wurden Ernst Langes Anstöße zur Befreiung aus den selbstauferlegten Fesseln der Wort-Gottes-Theologie und zur Ermutigung, unseren eigenen Erfahrungen und Assoziationen von Wirklichkeit bei der Begegnung mit einem biblischen Text zu trauen und sie als Wegweiser zur Situation der Gemeinde ernst zu nehmen. Aber ein solcher Entwurf entsteht nicht am Schreibtisch eines Theologieprofessors, sondern nur in der Solidarität des Mitleidens an der Wirklichkeit der Menschen und im Aushalten der Spannung zwischen der Verheißung des Glaubens und der Heillosigkeit der Welt. Wie kaum ein anderer Lehrer der Predigt, der zentralen und schwierigsten Aufgabe des Pfarrers in einer reformatorischen Kirche, hat Ernst Lange aus dieser Solidarität heraus geschrieben und gelehrt; er hat sie vorgelebt und dazu Mut gemacht.

III.

Aber die Spannung verstärkt sich, wenn man, wie Ernst Lange von Anfang an, die Wirklichkeit im Horizont der einen Welt Gottes, der Ökumene, erfährt und reflektiert. War die örtliche Gemeinde der Normalfall,

so war die Ökumene der Ernstfall des Glaubens, der letzte Test für den erkämpften Wirklichkeitsbezug christlichen Zeugnisses. Die Ökumene wurde für ihn zur persönlichen Verpflichtung seit seiner Teilnahme an der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Evanston 1954 und der Begegnung mit dem Experiment der East Harlem Protestant Parish. In vielerlei Hinsicht kann man auch die Gemeinde am Brunsbütteler Damm eine ökumenische Gemeinde nennen, d.h. eine wirklich weltoffene Gemeinde. Zu einer Schlüsselerfahrung wurde für ihn die Teilnahme an der europäischen ökumenischen Jugendkonferenz in Lausanne 1960, und selbst seine Konzentration auf die örtliche Gemeinde vollzog sich in ausdrücklicher Aufnahme der Impulse der Dritten Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Neu-Delhi, d.h. der Betonung der Einheit aller „an jedem Ort“ und der beginnenden Suche nach der „missionarischen Struktur der Gemeinde“. So ist es nicht verwunderlich, daß er seine Berufung in den Mitarbeiterstab des Ökumenischen Rates der Kirchen 1968 als eine Rückkehr in seine „Heimat“ empfand, als Erfüllung seiner Hoffnungen. Aber als erster deutscher Theologe in einer zentralen Leitungsfunktion des Ökumenischen Rates der Kirchen und zudem betraut mit der Verantwortung für den Bereich Bildung und Erneuerung erfuhr er besonders scharf den Widerspruch zwischen ökumenischer Hoffnung und provinzieller kirchlicher Wirklichkeit.

Ernst Lange war in die ökumenische Bewegung hineingezogen worden aufgrund seines Engagements für kirchliche Erneuerung. Dort traf er auf Menschen, die wie er selbst auszubrechen versuchten aus der „weltvergesenen binnenkirchlichen Selbstbefriedigung“. Erst langsam traten die großen Weltprobleme in den Vordergrund. Was die ökumenische Utopie der geeinten und erneuerten Christenheit faszinierend machte, war ihre „Sauerteigwirkung“; sie schien konkret genug zu sein, „um Praxis zu stiften, und offen genug, um Hoffnung wachzuhalten und die Praxis vor der Resignation zu bewahren“¹¹. Ökumene als Werkstatt zur Erprobung der Kirche von morgen, als Raum, in dem die Möglichkeit der Kirche durchgespielt werden kann, eine Sache von Grenzgängern zwischen der Tradition und der Zukunft der Kirche. Und selbst wenn sie nur ein Spiel, eine Art Tagtraum wäre, so hatte sie doch Wirkungen, brachte Veränderung hervor – die Kirchen hatten sich unter ihrem Einfluß gewandelt.

Gewiß haben die Kirchen weithin das Ökumenische nur „addiert“ und nicht „integriert“. Und trotzdem ist die ökumenische Bewegung eine unübersehbare Realität im Leben der Kirchen geworden. In seiner „Eingabe an einen westdeutschen Kirchenführer“ schreibt er: „Wovon zehren denn die

Kirchen seit mehr als einer Generation? Es gibt nicht *eine* neue Problemwahrnehmung, nicht *einen* kirchenreformatorischen Einfall, freilich auch nicht *eine* Modernismus-Unsitte, die nicht letztlich ökumenischen Hintergrund hätte . . . Ist es ein Zufall, daß die originellste theologische Leistung im Deutschland des 20. Jahrhunderts von einem Manne stammte, der ein geborener Ökumeniker war, *Bonhoeffer*? . . . Die westdeutsche Christenheit ist etwas, sofern sie die westdeutsche Provinz der Weltchristenheit ist, und sonst gar nichts.“¹² Dieses letztlich basisorientierte Interesse an ökumenischer Einigung und Erneuerung der Kirchen bleibt durch alle Mutationen von Ernst Langes ökumenischem Engagement hindurch erhalten, aber es wird immer stärker zum Anstoß für kritische Fragen an die ökumenische Bewegung und ihre Glaubwürdigkeit.

Zugleich jedoch verstärkt sich mit zunehmender Klarheit des weltpolitischen Problembewußtseins und der Einsicht in die Unausweichlichkeit revolutionärer Veränderungen die ökumenische Ungeduld angesichts des Provinzialismus und der Handlungsunfähigkeit der Kirchen. Ernst Lange berichtet, er habe in einem Brief an den Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen kurz vor seinem Amtsantritt in Genf, im Jahr 1968, als letzten Beweggrund für seinen Wechsel in die internationale ökumenische Arbeit angegeben: Ich möchte etwas für den Frieden tun. Er fügte hinzu: „Heute weiß ich: Man spricht so etwas nicht aus. Man gerät dadurch in eine lächerliche Perspektive, vor allem vor sich selbst. Was aber die Einschätzung der ökumenischen Unternehmung der Kirchen anlangt, die in dieser Aussage steckt, glaube ich eigentlich nicht, mich korrigieren zu müssen. Die ökumenische Bewegung ist eine Friedensbewegung . . . Das heißt aber, sie ist die Weise, wie die Kirchen heute Kirchen sind. Denn der Frieden, der Schalom, der in Jesus von Nazareth proklamiert und modelliert ist, ist die einzige *raison d'être* des Christusglaubens und seiner Vergesellschaftungen: Wurzel und Grund, Energie, Mandat und Sinn. Eine Kirche, die sich nicht mehr vom Schalom her versteht und auf den Schalom konzentriert, ist nicht Kirche, sondern Un-Kirche, was immer sie sonst noch sein mag. Ist aber der Schalom nur noch ökumenisch wahrzunehmen, dann ist damit das Ökumenische zu einem Kriterium für das Kirchesein von Kirche heute erhoben.“

„Weniger bestimmt kann man nicht mehr reden. Zu lange schon ist das Ökumenische als eine bloße Option der Territorialkirchen, als ein Tätigkeitsbereich unter anderen vergleichgültigt worden. Aus dem Spiel mit der ökumenischen Möglichkeit ist der Ernstfall des Glaubens geworden. Es gibt heute nur *eine* Aktualisierung für die vier Kriterien des Glaubensbekenntnisses – Einheit, Heiligkeit, Katholizität und Apostolizität – und sie heißt:

Ökumenizität. Und das ist zugleich die aktuelle Übersetzung für Frieden, für Schalom.“¹³

Weil Frieden das „zukunftsentscheidende Defizit“ der Menschheit ist, darum ist aus dem Spiel mit der ökumenischen Möglichkeit der Ernstfall des Glaubens geworden. Es ist letztlich die gleiche Verpflichtung gegenüber dem Wirklichkeitsbezug des christlichen Glaubens, die Ernst Lange zunächst in den Raum der örtlichen Gemeinde, das Ensemble der Opfer der Zeit gewiesen hatte und die ihn nun die Ökumenizität der Kirche als den Ernstfall des Glaubens, auch des vor Ort gelebten Glaubens erkennen läßt. „Ökumenizität ist die heute mögliche, die einzig mögliche Gestalt der Universalität des Christentums. In der einen Welt tritt das Christentum ökumenisch auf – oder es tritt gar nicht auf. . . . Selbst für die einzelne Ortsgemeinde gilt: Der weiteste Bezugsrahmen ihrer Predigt, ihres Dienstes, ihrer kirchlichen Gestalt ist der Weltfrieden als Bedingung der menschlichen Zukunft der Menschheit.“¹⁴

Darum ist es so tief beunruhigend und irritierend, wenn der tiefe Ernst der christlichen Liturgie, des eucharistischen Gottesdienstes, als der antizipierenden Feier des eschatologischen Schalom in ein Spiel, ein Mysterienspiel verkehrt wird, dessen von den Kirchen verwaltete Spielregeln die Teilnahmebedingungen festlegen. Hier steht nicht nur die Glaubwürdigkeit der Ökumene, sondern die Integrität des Kircheseins von Kirche auf dem Spiel. Denn Kirche ist Bürge für die friedienstiftende Präsenz Gottes in dieser Welt, und diese Bürgschaft kann nur eine ökumenische sein: „Eingemeindung des Ausgegrenzten, Inkraftsetzung des Schwachen, Heiligung des Profanen, Antizipation des Verheißenen in der Realität.“¹⁵

IV.

Ernst Lange hat den Text, dem diese Zitate entnommen sind, überschrieben als „ein Bekenntnis zur Ökumene im Konjunktiv“. Er war alles andere als ein unverbesserlicher ökumenischer Enthusiast. Nie verstummte die Stimme seines kritischen alter ego, an den wohl die fingierten Briefe zwischen den analytischen Sachkapiteln der „Ökumenischen Utopie“ gerichtet sind; und oft, gerade gegen Ende seines Lebens, war diese Stimme lauter als der Ruf der Hoffnung. So legt er am Ende dieses letzten Briefes seinem inneren Gesprächspartner die Überlegung in den Mund: „Da ich weiß, daß Sie ein Kenner der Bibel sind, höre ich Sie mit dem Eunuchen fragen: Ich bitte dich, wen meint der Prophet damit? Meint er wirklich die Kirchen wie sie sind? Meine Antwort: Ja, ich meine die wirklichen Kirchen – im Licht

ihrer Möglichkeit. Ich meine die wirklichen Kirchen – unter dem Druck ihres Mandats. Dieses Mandat, meine ich, verpflichtet sie auf die Realisierung der ökumenischen Utopie. Freilich, man hat schon gehört, daß die Kirchen ihr Mandat verrieten.“¹⁶

Nein, ein Enthusiast war er nicht; eher wohl ein Anwalt oder – im Sinne seiner Beschreibung der Aufgabe des Pfarrers – ein Bürge. Anwalt und Bürge der Möglichkeit der Kirche, ihrer immer wieder verdeckten Bestimmung im Licht des universalen Heilswillens Gottes. So wurde er angesichts der „Unschlüssigkeit der ökumenischen Bewegung“ zum entschiedenen Anwalt, Mahner und Bürgen für ihre Relevanz in der Lebenspraxis der Gemeinden. Umgekehrt wurde er angesichts des Provinzialismus der Kirchen in seinem eigenen Land zum unerbittlichen Anwalt, Mahner und Bürgen für mehr ökumenische Verbindlichkeit. Er wußte besser als die meisten seiner ökumenischen und kirchenreformerischen Freunde und Zeitgenossen, daß der bloße und mit steigender Dringlichkeit vorgebrachte Appell die erhoffte Veränderung nicht erzeugt, ja, sie geradezu verhindern kann. Der überzogene prophetische Appell provoziert Verstockung bei den Adressaten und Resignation oder Sektierertum bei den Propheten. Weil es ihm um die Kommunikation christlicher Hoffnung ging, die die Wirklichkeit der Menschen ernst nimmt, richtete sich sein Denken und Suchen in den letzten Jahren vor dem Tod immer stärker auf die Prozesse, die zwischen der universalen Möglichkeit und der partikularen Wirklichkeit der Kirche vermitteln könnten. Das Denkmodell glaubwürdiger Predigt steht im Hintergrund seiner bahnbrechenden Überlegungen zu einer ökumenischen Didaktik und zur konziliaren Organisation ökumenischer Konflikte. So berichtet einer seiner früheren Genfer Kollegen, daß er ihn bei seinem ersten Besuch in Genf unvermittelt gefragt habe: „Was halten Sie vom Predigen? Was kann man hier tun, um das Predigen mit neuem Leben zu füllen?“ Um gelungene Kommunikation ging es ihm zeitlebens, Kommunikation des Glaubens und Kommunikation zwischen Menschen in aller konflikträchtigen Ungleichzeitigkeit ihrer Existenz.

Die frühe Phase ökumenischer Kirchenerneuerung, an der Ernst Lange selber aktiv beteiligt war, nicht zuletzt durch die Gemeinde am Brunsbütteler Damm, hatte versucht, neue Strukturen für eine weltoffene, missionarische, ökumenische Kirche zu entwickeln. Die Ergebnisse waren weitgehend enttäuschend geblieben; sie hatten in die Ernüchterung und z. T. in die Resignation geführt. Im kritischen Rückblick auf diese Erfahrungen und vor allem in einer sorgfältigen Analyse der Reaktion auf das Anti-Rassismus-Programm des Ökumenischen Rates der Kirchen, kam Ernst Lange

zu der Einsicht, daß kirchliche wie gesellschaftliche Strukturen immer tief-sitzende Bedürfnisse widerspiegeln und sich gegen Veränderung sperren, solange in den Bedürfnissen und ihrer Artikulation keine Veränderung eingetreten ist. Deshalb reagieren Kirchen auf Veränderungsimpulse mit Strategien und Bestandssicherung. Veränderungs- oder Vorwärtsstrategien bleiben meist auf kleine Impulsgruppen beschränkt.

In diese Analyse brachte Ernst Lange dann eine Erkenntnis ein, die er bei der Vorbereitung einer ökumenischen Studie über „Leben im Wandel“ gewonnen hatte. Das Ziel dieser Studie hatte er folgendermaßen beschrieben: Sie „geht von der These aus, daß unsere mangelnde Reaktion auf die Herausforderungen unserer Zeit ein Problem der Gewissensstruktur ist. ... Das Gewissen des Menschen (verstanden als die Weise, in der sich das Individuum soziale Normen so zu eigen macht, daß diese Normen der Grundriß seiner alltäglichen moralischen Gewohnheiten und seiner spezifischen Entscheidungen sind) ist noch immer auf die kleine, überschaubare Welt ausgerichtet, die er unmittelbar erfährt: auf seine Familie, seine Freunde, seine gesellschaftliche Gruppe, allerhöchstens sein Volk ... Der Durchschnittsbürger kann deshalb Informationen und Herausforderungen aus dem weltweiten Horizont moralisch gar nicht integrieren ... In einer nur noch global zu begreifenden Welt lebt der Mensch unserer Zeit mit einem parochialen Gewissen.“¹⁷

So kommt er zu dem Schluß: „An der parochialen Gefangenschaft des christlichen Gewissens und ihrer möglichen Überwindung entscheidet sich Erfolg und Mißerfolg der ökumenischen Bewegung. Heute wird gleichsam an der falschen Front gekämpft. Die ökumenische Bewegung leidet an den Mitgliedskirchen. Die Mitgliedskirchen leiden an der ökumenischen Bewegung. Es sieht so aus, als ginge es um einen Machtkampf zwischen zwei Ebenen kirchlicher Handlungsfähigkeit. Aber beide Ebenen sind handlungsunfähig ohne die Basis. Beide stehen und fallen mit der Befreiung der parochialen Gewissen. Eine Strategie, die dieser Lage entspräche, müßte eine gemeinsame Bildungsstrategie des Ökumenischen Rates der Kirchen und der Mitgliedskirchen sein, eine gemeinsame Strategie zur Erziehung der Mitgliedschaft.“¹⁸ Ökumenische Erneuerung als Lernprozeß, gleichsam als ökumenisches Alphabetisierungsprogramm zur Erlernung der Sprache und der Gewohnheiten, die der neuen Wirklichkeit gerecht werden. Die Analogie des Alphabetisierungsprozesses ist nicht zufällig, denn entscheidende Anregungen für seine Theorie einer ökumenischen Erwachsenenbildung als „Sprachschule für die Freiheit“ empfing Ernst Lange von dem brasilianischen Pädagogen Paolo Freire, der in Genf sein Kollege war.

Die grundlegenden Einsichten von Ernst Lange in die Prozesse ökumenischen Lernens sind heute fast Allgemeingut geworden. Wie an anderen Stellen war er freilich auch hier sowohl den Kirchen wie seinen ökumenischen Kollegen um viele Jahre voraus. Er sah und erfaßte neue Problemstellungen und Herausforderungen früher als andere, und manche seiner Anregungen für die Methodik ökumenischen Lernens warten bis heute darauf, aufgegriffen und in die Praxis umgesetzt zu werden.

Eine seiner Einsichten ist zum festen Kern aller Überlegungen zur ökumenischen Didaktik geworden: Das parochiale Gewissen ändert sich nur in der Verarbeitung von neuen Erfahrungen. Diese Erfahrungen müssen gemacht und nachvollzogen werden. Sie können nicht andemonstriert oder übertragen werden. Es kommt daher darauf an, ökumenische Grunderfahrungen im Raum der örtlichen Gemeinde aufzuspüren und zu inszenieren. Hierfür gibt es inzwischen zahlreiche Beispiele, vor allem aus dem Bereich des Kampfes gegen den Rassismus, der Entwicklungsarbeit und der missionarischen Bewußtseinsbildung. Sie alle haben gemeinsam, daß die entscheidenden Lernerfahrungen im bewußten Austragen von Konflikten gemacht worden sind. Noch ein weiteres Kennzeichen ist ihnen gemeinsam: Konfliktorientiertes Lernen ist Lernen in Gruppen. „Denn Konflikte, die den Menschen dumm machen, wenn sie unterdrückt, verschleiert und verschoben werden, sind ja nicht theoretisch, durch Information und Aufklärung allein zu bearbeiten, sondern nur durch praktische Neuinszenierung, durch eine Praxis der Freiheit, die zur Reflexion anstiftet.“¹⁹

Im Anstiften zu solcher Praxis, die Alternativen eröffnet, sah Ernst Lange die unverwechselbare Rolle von ökumenischen Impulsgruppen; und deshalb ist die Frage nach der innerkirchlichen Kommunikation zwischen der verfaßten Kirche und den ökumenischen Basisgruppen die andere Seite des zu leistenden Vermittlungsprozesses zwischen dem universalen Horizont des menschlichen Daseins heute und der Parochialität der Gewissen. In der Auseinandersetzung mit den Strategien der Bestandssicherung auf seiten der kirchlichen Institutionen und den auf Provokation angelegten Vorwärtsstrategien der engagierten ökumenischen Gruppen entdeckte Ernst Lange die Fruchtbarkeit der wiederbelebten These von der konziliaren Grundstruktur der Kirche. Er bezeichnete sie als die wichtigste Neuentdeckung der ökumenischen Bewegung seiner Zeit. Freilich, es bedurfte seines Blicks für die Dynamik kirchlicher und gesellschaftlicher Konflikte, um die Konziliaritätsthese ihrer theologiegeschichtlichen Verpackung zu entledigen und darin die Umrisse der spezifischen christlichen Strategie zum Austragen von Konflikten um die Wahrheit zu erkennen. Seine Interpreta-

tion der entsprechenden Erklärung der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Löwen 1971 bleibt einer der genialsten und weitsichtigsten Texte, die er geschrieben hat.²⁰

Er selber hat in seinem Aufsatz „Überlegungen zu einer Theorie kirchlichen Handelns“²¹ eine gedrängte Zusammenfassung seiner Interpretation der Konziliaritätsvorstellung und ihrer möglichen Konsequenzen für die kirchliche Praxis gegeben. Zunächst stellt er fest, daß die Konziliaritätsidee den Vorzug habe, „das älteste Modell kirchlicher Einheit zu sein, einer ‚Einheit im Konflikt‘, im notwendigen Streit um die Wahrheit, die nur als in ganz verschiedenen Situationen verkörperte Wahrheit gelebt und tradiert werden kann. Der Konflikt zwischen den verschiedenen Verkörperungen ist nicht nur unvermeidlich, er ist um der Zukunft der Wahrheit willen notwendig“. Aber dieser Streit ist nur dann geboten, wenn er in der gemeinsamen Hoffnung geführt werden kann, daß der Heilige Geist in die ganze Wahrheit führen werde. Die Konfliktpartner müssen daher in der Erwartung miteinander umgehen, daß sie einander zur Erkenntnis der größeren Wahrheit verhelphen können. Er fügt hinzu, daß es für das konziliare Modell der Alten entscheidend war, daß alle Konzilsentscheide auf die Rezeption durch die gesamte Kirche angewiesen waren, um in ihrem Anspruch auf Autorität bestätigt zu werden. Und zusammenfassend sagt er: „Was das konziliare Modell ökumenisch so attraktiv macht, ist die Tatsache, daß es Universalität und Partikularität, Einheit und Vielfalt, Autonomie und volle eucharistische Gemeinschaft, Konflikt und Konsensus, Kontinuität und Wandel, auch die Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen zusammenzusehen erlaubt.“²²

Inzwischen ist das Modell der konziliaren Organisation des Streits um die Wahrheit kirchenpolitisch höchst aktuell geworden durch den vom Ökumenischen Rat der Kirchen angestoßenen „konziliaren Prozeß“ für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Die konziliare Qualität dieses Prozesses ist umstritten, und häufig wird Konziliarität und Konzilianz im pluralen Meinungsstreit verwechselt.

Um so wichtiger ist es, angesichts der gegenwärtigen Ungewißheit daran zu erinnern, daß Ernst Lange das Gelingen der konziliaren Auseinandersetzung von einer Reihe von „schwierigen Voraussetzungen“ abhängig machte. Er nennt erstens die Gleichberechtigung ganz unterschiedlicher kirchlicher Handlungsformen und Sozialgestalten. Dabei denkt er vor 15 Jahren an den Gegensatz von Studentengemeinden und Bekenntnisgemeinschaft. Die Namen der Partner im Konflikt sind austauschbar. Wichtig ist, daß sie bereit sind, „sich als Partner in diesem Konflikt wahr(zu)nehmen“²³. Die

zweite Voraussetzung ist, daß die Gleichberechtigung nicht nur verbal postuliert, sondern auch strukturell verankert wird. „Sie ist eine Machtfrage, eine Geldfrage, eine Strukturfrage. In den synodalen Gremien auf allen Ebenen setzt sie ein Wahlrecht voraus, das allen Gruppen die gleichen Chancen gibt und die Gleichheit der Chancen immer neu herstellt.“²⁴

Die leidige Frage der Gruppenrepräsentation in den bevorstehenden ökumenischen Foren, Versammlungen und Konvokationen hilft zur Verdeutlichung des Problems. Und genau dies, nämlich die Gleichberechtigung der „beiden vorerst überhaupt noch nicht integrierten Ebenen kirchlicher Handlungsfähigkeit: die Ebene der Impulsgruppen und die ökumenische Ebene“ nennt Ernst Lange als die dritte Voraussetzung. Und er antizipiert eine aktuelle Frage: „Welchen ekklesialen Status haben Impulsgruppen?“²⁵

Man braucht diese Voraussetzungen nur zu nennen, um zu erkennen, wie weit wir in unseren Kirchen und in der Ökumene noch von dieser konsequenten Organisation des Streites um die Wahrheit entfernt sind. Aber damit ist die mögliche Fruchtbarkeit und Relevanz des Modells noch nicht widerlegt. Es bleibt ein zentraler Teil des reichen Vermächtnisses von Ernst Lange an seine eigene Kirche und an die ökumenische Gemeinschaft der Kirchen in der Welt.

ANMERKUNGEN

- ¹ Zuerst veröffentlicht in Stuttgart/Gelnhausen 1965, Neuausgabe München 1984.
- ² Zuerst veröffentlicht in Stuttgart 1971.
- ³ Bisher sind vier Bände der Edition Ernst Lange erschienen: Sprachschule für die Freiheit, München/Gelnhausen 1980; Kirche für die Welt, München/Gelnhausen 1981; Predigen als Beruf, Erstausgabe 1976, München 1983; Chancen des Alltags, Erstausgabe 1965, München 1984.
- ⁴ Vgl. seinen Aufsatz „Die Schwierigkeit, Pfarrer zu sein“, in: Predigen als Beruf, a.a.O. 142ff, bes. 157–166.
- ⁵ Vgl. die Formulierungen bei Ernst Lange selbst in: Die ökumenische Utopie, Stuttgart 1972, 210ff.
- ⁶ S. bei G. Rein, Fragmentarisches Leben, Dietrich Bonhoeffer – Ernst Lange, in: Genf 1976, Ein Bonhoeffer-Symposium, München 1976, 113.
- ⁷ Zuerst veröffentlicht in Berlin/Gelnhausen 1957.
- ⁸ Vgl. „Kirche für die Welt“ a.a.O. 89. ⁹ Vgl. ebd. 65ff.
- ¹⁰ S. „Die Chancen des Alltags“, a.a.O. 300.
- ¹¹ S. „Ökumenische Utopie“, a.a.O. 12.
- ¹² S. „Kirche für die Welt“, a.a.O. 308f.
- ¹³ S. „Ökumenische Utopie“, a.a.O. 208.
- ¹⁴ S. ebd. 214. ¹⁵ S. ebd. 221. ¹⁶ S. ebd. 224.
- ¹⁷ S. „Leben im Wandel“, Berlin/Gelnhausen 1971, 14f und 31.
- ¹⁸ S. „Ökumenische Utopie“, a.a.O. 199.
- ¹⁹ S. „Kirche für die Welt“, a.a.O. 212f.
- ²⁰ Vgl. „Ökumenische Utopie“, a.a.O. 177–186.
- ²¹ Vgl. in: „Kirche für die Welt“, 197ff.
- ²² S. ebd. 210. ²³ S. ebd. 210. ²⁴ S. ebd. 211. ²⁵ S. ebd. 211.